

Wenn man sich trifft nach langen Jahren... Das ist ein eigen Wiederseh'n; So lange durch die Welt gefahren, Mag man sich tief in's Auge seh'n.

Was man geträumt in jungen Tagen, Was man erstrebt mit tüchtigem Flug, Wer mag da sagen, wer mag fragen! Das Haar ist grau, das sagt genug.

Und doch von neuem blüht's im Herzen, Wie Frühlingsblumen nach dem Schnee, Nach Wolken glüht's wie Sternentzen, Hin ist der Schnee, hin ist das Weh.

Wie manch' Mal hast du's schon erfahren Und mochtest trostvoll weiter geh'n. Wenn man sich trifft nach langen Jahren, Das ist ein eigen Wiederseh'n.

In die Ferien.

Novellette von B. Herwi.

Frei! Die Kinder werfen die Mützen in die Luft, sie schwingen die Schulmappen, daß die Lederriemen reifen!

Vor der großen, eichenen Pforte des Gymnasiums stehen einige Lehrer, die letzten Grüße austauschend, ehe sie sich trennen.

Der geht an die See mit dem jungen Weib und den zwei Buben... Jener ins Gebirge, in den Horz... nach Thüringen... nicht eine Stunde wollen sie verlieren, schon der Nachmittagszug bringt sie fort.

„Na, und Sie, Professor, Sie schweigen ja ganz still?“

„Wer hat es ja gut wie Sie! Frei und eigener Herr, ohne Rücksichten auf Familie... wie wär's, Waldbau, wenn Sie mit uns kämen? Meine Frau kennt schon Ihre Lieblingsgerichte, und die zwei Jungens haben Sie ja ohnehin gern...“

Der Professor... er ist es erst vor ganz kurzer Zeit geworden — dankt allen freundlichst...

„Pläne habe er noch nicht gemacht, er bliebe ein paar Tage auch ganz gern daheim... ordne Bücher und Briefschaften, dann ließe er sich von Eingebungen, von Impulsen treiben... aber er werde schon an die Kollegen denken und Grüße senden und jedem etwas mitbringen, wie er's so gern gethan...“

„Schon recht, Waldbau“, lobte der andere Colleague... „Grüße senden ist immer angenehm, aber diesmal bringen Sie uns etwas Ordentliches mit... Sie wissen, was ich meine... eine Braut, eine künftige junge Frau, eine liebe, nette Professorin...“

„Na, und mustalisch, Waldbau, das ist die Hauptsache... uns fehlt im Kränzchen der erste Sopran wie's liebe Brod... na... denn adieu... gute Reise... angenehme Ferien...“

Still war es auf dem weiten Platz vor der Schule geworden.

Professor Waldbau war der letzte, der den Heimweg antrat.

Die Worte des älteren Freundes hatten eine Saite in seinem Innern tief getroffen und in lebhaften Schwung versetzt.

„Musikalisch muß sie sein...“

War es nicht die Musik gewesen, die ihn mit seiner Annie zusammengeführt hatte, damals... vor fünf Jahren in der kleinen Stadt, wo er lebte und lehrte. Zusammengeplaudert hatten sie, zusammen musiziert, sie war als Sängerin geschätzt, man redete ihr zu, das „immense Talent“ auszubilden zu lassen. Es war ein „Raub an der Kunst“, wenn sie nicht herauskäme aus den engen, bürgerlichen Verhältnissen... in die Residenz, zu einem tüchtigen Lehrer... Der Vater — ein früherer Gymnasialdirektor war todt, die Mutter, eine schwache Frau, gab — wenn auch ungerne — ihre Einwilligung.

Erste Freunde, darunter in erster Reihe Rudolf Waldbau — erwarteten sie einbringlich. Annes Talent schien ihnen nur für kleine Kreise, kleine Räume möglich, ihr ganzes Wesen nicht geeignet, den Stürmen und Schicksalen einer Bühnenlaufbahn zu widerstehen, — alle Vorstellungen vermochten nicht das erregte, eitel gemachte Mädchen von ihrem Beginnen abzuhalten.

Eine schwere Stunde war es, in der Waldbau noch einmal mit allen Kräften um sein Glück rang.

„Nimm meine Liebe an, gönne mir Zeit, um Dich zu werben, mein... unter Heim zu bereiten; wie unbeschreiblich glücklich würde ich sein, wenn ich am eigenen Herde Liebe spenden, Liebe empfangen könnte“, sagte er.

„Ich bin nicht die, für die Sie mich halten, Herr Oberlehrer, ich kann mich nicht unterordnen, kann nicht in starrer Pflichterfüllung glücklich sein, ich habe jetzt nur ein Sehnen in mir, das nach Freiheit... endlich einmal allein zu schreiben, der Kunst entgegen, die mir das Alles geben und erlösen soll, was ich — ja — ich darf es jetzt sagen — an Ihrer Liebe verliere.“

Nebraska

Staats-Anzeiger und Herald.

J. P. Windolph, Herausgeber.

Grand Island, Nebr., 30. Juni 1905

(Zweiter Theil.)

Jahrgang 25 No. 44.

Halten Sie mich nicht zurück, es... es würde uns Beiden nicht zum Segen sein! — So hatten sie sich getrennt.

Den Kopf in die Hand gestützt, sah Waldbau an seinem Schreibtisch... Da lagen sie vor ihm, die freien Wochen. Endlich sah er einen Entschluß. Noch heute wollte er sein Köfferchen packen... gleich, jetzt gleich.

Er tramt in seinen Büchern, in Papieren, er ordnet Briefe, sieht Bilder nach.

Ein Bildchen hat er herausgehalten, lange hat er's angesehen. Annie Petersen war's als Gretchen. Ihm aber hatte sie das Bild nicht geschickt. Als er damals ihrer Mutter den Abschiedsbuch gemacht hatte, ward es ihm gezeigt. Er hat darum als Andenken.

Damals hatte er erfahren, daß sie — in dem allerdings kleinen Nest gut gefallen habe, dann war er fortgefahren und hatte nichts mehr gehört, auch in eigentümlichem Groll nichts hören wollen.

Auch Professor Waldbau reiste ab... Er hat seine alten Freunde noch getroffen, das Ehepaar, das in den Harz will, aber erst ein bißchen Amusement in der Großstadt aufsuchen möchte.

Sie stehen an den Säulen und lesen die Vorlesungen zum Genuß... Sommertheater, Concerte, Ausflüge...

„Wißt Ihr, Kinder, was ich möchte?“ ruft plötzlich der Alte... „Da, da steht's... das alte Zauberermärchen geben sie... das wird Dich amüsieren, Frauenchen... na, und Sie, Professor...“

„Miß müssen Sie schon mit in's Schlepptau nehmen, Colleague.“

Sie gingen nicht weit, da öffnete sich ihnen das Portal des Musentempels. Die lustige Postle hatte kaum begonnen.

Zuerst kam ein ernstes Vorspiel. Der alte Zauberer berieft mit seinen Feen über das Schicksal der Menschen. Das Glück und der Leid, der böse Geist und die Tugend, sie rangen um ihre Glänztlinge, aber die Liebe kam und bezwang sie alle...

Die beiden Alten hörten aufmerksam zu, ließen sich teils der lösenden Worte entgehen. Rudolf Waldbau war nicht recht bei der Sache.

Völlig hob er den Kopf. Seine Züge nahmen den Ausdruck der Spannung an...

Diese Stimme, dieser Tonfall, der leicht gefärbte Dialekt...

Ein Laut der Ueberraschung entfuhr ihm... dann riß er schnell den Theaterjettel hervor... Er suchte und suchte, und fand dann endlich den Namen, fand Annie Petersen als eine der Begleiterinnen der Liebesfee.

Seine Annie, die eine Priesterin der höchsten Kunst werden wollte — eine kleine Nebenfigur, kaum mehr als Choristin?

Er vermochte es im Moment nicht zu fassen, er athmete schwer... jetzt war es zu Ende, jetzt versank sie mit den Gefährtinnen, er erwachte wie aus einem Traum.

Er sah kaum die veränderte Dekoration, er hörte nichts von den Vorgängen auf der Bühne, er hätte aufspringen, ihr folgen mögen.

Endlich ging das Stück zu Ende. Noch einmal trat sie zum Schluß im Kreise ihrer Gefährtinnen auf, wenige Worte sprechend, dann in einer Allegorie den Blicken entweichend. — Der Beifall verstummte, das Haus leerte sich.

Professor Waldbau verabschiedete sich von den Freunden... er müsse noch einen Besuch machen... morgen früh vor der Abreise hoffe er sie noch zu sehen...

Die Alten sahen ihm erstaunt nach. Wie sonderbar er war, wie aufgeregter und ungeduldig...

Er aber stand an jenem hinteren Ausgang des Theatergebäudes, der für die Mitwirkenden bestimmt war. Lange mußte er warten, bis sie kam, der feine Ausbauer galt.

Einfach war sie gekleidet, nichts Auffallendes, Theatralisches hatte sie an sich...

Waldbau war etwas zur Seite getreten, sie sah ihn Anfangs nicht. „Fräulein Annie Petersen“, klang es da in seltsam vibrierendem Ton neben ihr.

Sie erschrak. Ritternd blieb sie stehen, fast unfähig, sich zu bewegen. „Rudolf Waldbau... Sie... welche Ueberraschung...“

„Ein Zufall führte mich ins Theater, er erfüllte meinen, seit Jahren gehegten Wunsch, Sie wiederzusehen.“

Annie... Annie... wie geht es Ihnen?“

„Es ist alles so anders gekommen“, sagte sie leise, „so ganz anders, ich habe so oft an Ihre Worte gedacht... ach, ich war zu sicher, zu stolz... müde bin ich geworden vor der Zeit... wenn Sie dort... dort drinnen waren, dann haben Sie es ja gesehen, wie... weit ich gekommen bin...“

Sie schlug die Hände vor's Gesicht und weinte leise... Beide gingen nebeneinander her... Wo wohnen Sie, Annie? Ich begleite Sie. So — geben Sie mir Ihren Arm, wir wollen denken, es wäre wie in jener Zeit, als ich Sie vom Gefangenein nach Hause geleiten durfte... wissen Sie noch?“

Sie nickte. „Fünf Jahre ist's her, Herr Oberlehrer“, erwiderte sie leise, „was habe ich inzwischen erlebt! Anfang ja, da schien alles gut zu gehen, da lernte ich eifrig und wurde gelobt und bekam bald ein Engagement und war so glücklich, brauchte Mütterchens Hilfe nicht mehr, aber es genügte mir nicht an der kleinen Bühne, in den primitiven Verhältnissen... ich strebte höher, zu hoch für mein Können, was mußte ich auch von Intriquen, von Verlockungen, dagegen lehnte sich alles in mir auf, ich blieb mir treu — dann... starb mein Mütterchen, auch ich wurde krank, verlor die Stimme, offerierte alles, alles, was ich besah, um wieder gesund zu werden... Singen kann ich ja noch... aber nicht mehr für den großen Raum, nur für mich, für mich allein, aber dann wird mir so weh zu Muth, ich kann's nicht ertragen, daß Keiner, Keiner mehr Freude daran haben soll.“

Er hatte sie zu einer Wand in den Anlagen geleitet. Wunderbar still war es ringsum. Die Jasminblüthen dufteten, es war Beiden fast feierlich zu Muth.

Die Gedanken, die Wünsche und Hoffnungen wirbelten in seinem Kopf...

Fest nahm er des Mädchens Hand und sagte ernst und innig: „Wißt Du mir jetzt Dein Schicksal anvertrauen, sollen die fünf Jahre vergeßen sein, willst Du mir's glauben, daß ich nur Dich geliebt habe, dann sieh mir ins Auge, Annie, dann sage, daß heut für uns Beide des Lebens schwerste Arbeit, die Sorge aufhört, daß wir Beide gemeinsam in glückliche, seltsame Ferien gehen wollen.“

„Miß hat nichts so elend gemacht, als die Reue, daß ich Dein liebend Herz zurückgestoßen, daß ich Dich verloren habe. Das war das Schlimmste von allem!“

Zu Bieren führten sie in den herrlichen deutschen Bergwald... Seltsame Ferien waren es, die sie verlebten, und als sie zu Ende waren, da kehrten sie gemeinsam heim, und stolz und froh zeigte Waldbau den Freunden, was er ihnen mitgebracht... eine liebe, junge Braut, eine reizende, künftige Frau Professorin.

Der verliebte Dieb.

Erzählung nach dem Ungarischen von Dr. Adolph Kohut.

Auf dem Schlosse Tusnad, in dem gleichnamigen Badeort in den südlichen Karpathen, verankerte die Schloßherrin, die reizende Frau v. Szerebad, einen Kostümball, der sehr besucht war. Zu ihren Gästen gehörte auch ein junger Danob, Herr von Babady, der sich einbildete, daß seiner Schönheit, seinen noblen Mienen und seinen Millionen kein weibliches Wesen widerstehen könnte.

Frau v. Szerebad war bezaubernd wie immer. Seit sechs Jahren mit einem reichen Großgrundbesitzer verheiratet, lebte sie schon seit fünf Jahren von ihm getrennt. In ihrer Einfachheit tröstete sie sich dadurch, daß sie glänzende Gesellschaften gab, elegante Kostümbälle veranstaltete und bei Gefang, Tanz, Amüsement aller Art ihren Herzenskummer zu vergeßen suchte. Obschon in Tusnad, wie in jedem Badeorte, die bösen Zungen nicht verstummten, so konnte doch Niemand den guten Ruf der schönen Frau antasten; sie war lustig und liebte die Geselligkeit, aber sie bevorzugte keinen einzelnen, wie sehr auch blaublütige Kavaliere und die neuesten d'oree sich alle Mühe gaben, die Witwe, welche tiefe war, zu erobern. Sie galt daher selbst in den Augen eines ausstetig gemachten Don Juan für unnahbar.

Was keinem gelingen wollte, die Gunst der kalten Schönheit zu erobern, — sollte das Herr v. Babady nicht erreichen können? Wozu hatte er denn einen wohlgepflegten, an den beiden Spitzen sorgsam gedrehten Schnurrbart, einen Vordentopf, rothes Antlitz, schlankte Figur, hochlegante Kleidung und vor allem heidenmähig viel Geld. Allerdings war sein Verstand kein besonders entwickelter, und die Intelligenz war ihm ein ziemlich fremder Artikel, aber die heiratungslustige Damenwelt hatte bisher über die Mängel im Auge zugebückt, und so erging es ihm wie Cäsar; er tam, sah und siegte.

Auch in Tusnad war er bald Held des Tages: der Ballordner, der Feste-Arrangeur, der Serenaden-Veranstalter, und seine Verwilligungen in Frauenherzen waren ziemlich beträchtliche, nur die Schloßherrin wollte von seinen Bewerbungen nichts wissen.

Wieder einmal waren die Freunde des Herrn v. Babady im aristokratischen Klub um ihn versammelt, der Champagner floß in Strömen, und Wein und Zigeunermusik erhigten die Geister der jungen Herrenwelt. Natürlich unterhielt man sich, wie fast immer, auch diesmal von dem „Ewig-Weiblichen“, und natürlich bildete Frau von Szerebad den Mittelpunkt der Konversation. Die „Gesellschaft“, welche ihrem „Ideal“ nur selten opponierte, konnte diesmal keine Aufschneidereien nicht ohne Widerspruch hinnehmen. „Bah“, meinte unser Danob, „ich gehe welche Witte immer ein, daß mir Frau v. Szerebad ein Rendezvous bewilligen und mich dann auch küssen wird.“

Man nahm die Witte an. Ein Termin von spätestens drei Wochen wurde festgesetzt, und die edlen Mitglieder der jeunee d'oree verpflichteten sich auf Ehrenwort, die ganze Angelegenheit geheim zu halten.

Vergebens versuchte Herr von Babady alle Künste der List, Verführung und Ueberredung. — Frau von Szerebad lachte ihn nur aus und hatte bloß hohn und Spott auf seine Bitten um ein Rendezvous. Alle die Mittel, welche ihn bisher stets zum Ziel führten, schlugen diesmal fehl. Trotzdem die schöne Frau Brillanten und Diamanten sehr liebte, nahm sie doch die herrlichsten Kostüme, die ihr Verehrer ihr zu Füßen legte, nicht an, ja, sie gab ihm nicht unbedeutlich zu verstehen, daß sie alle Beziehungen zu ihm abbrechen wollte, sobald er wieder einmal die Schranken der gesellschaftlichen Etikette übersteigen werde.

Nun war guter Rath theuer! Sein Ruf stand auf dem Spiel, er wurde die Zielscheibe der ironischen Bemerkungen des ganzen aristokratischen Klubs, wenn er seine Witte verlieren sollte, und so hatte er denn eine verwegene, wenn auch verbrecherische Idee, welche ihn retten sollte...

halb, weil mich der Werth derselben, wie groß er auch sein mag, gereizt hätte, sondern weil ich weiß, wie kostbar Ihnen dieses Geschmeide ist, und deshalb verlange ich für die Juwelen einen höheren Preis, als dieselben werth sind. Wollen Sie wieder in den Besitz des Gestohlenen gelangen, so gebe ich es Ihnen zurück, aber nur unter vier Augen — für einen Kuß von Ihnen! Bestimmen Sie Ort und Zeit, wann wir uns begegnen können!“

Der Ueberbringer dieses Schreibens brachte dem Schreiber desselben eine Antwort, die ihn vollauf befriedigte.

In der Antwort war der Rendezvousplatz angegeben — ein abseits gelegenes Gehölz — und die Abendzeit, da Frau von Szerebad den Briefschreiber erwarten werde...

Die dritte Woche war noch nicht vorüber, da sagte Herr von Babady zu seinen Kumpanen: „Jungens, heute ist der Tag der Freude!“

„Wieso denn?“ fragte man im Chor.

„Ihr wolltet es mir ja nicht glauben, daß ich mit der schönen Schloßherrin ein Rendezvous haben werde. Nun — daselbe ist mir in sichere Aussicht gestellt worden, und obendrein auch ein Kuß! Ich werde noch heute meine Witte gewinnen!“

„Was ich nicht mit eigenen Augen sehe, daran glaube ich nicht“, sagte ein ungläubiger Thomas.

„Na, dieses Vergnügen soll Euch theilhaft werden. Versteht Euch am Ende des Gehölzes, wo Ihr alles genau beobachten könnt!“

„Zamohl. Wir werden alle zugegen sein!“ rief die ganze Kameradschaft.

Man kann sich denken, mit welchem Herzklopfen unser Danob dem Abend entgegen sah. Sobald die Sonne untergegangen, verbargen sich die Spießgesellen des Herrn v. Babady hinter dem Gehölz.

Nur der verliebte Dieb ging in großer Aufregung auf dem dunkeln Wege auf und ab und erwartete mit Herzklopfen die schöne Frau. Wenn er sich auch dessen bewußt war, daß dieses Rendezvous nur gewaltfam herbeigeführt wurde, so gedachte er doch mit Wonne des Kusses, den ihm die Spröde, wenn auch nicht aus Liebe, so doch aus Eitelkeit geben werde.

Die Kumpane warteten hinter dem Gehölz mit Spannung der Dinge, die da kommen sollten.

„Kinder!“ flüsterte ein junger Graf, der ungläubige Thomas von vornhin — „ich bin vorsichtig. Damit uns unser Kamerad nicht düpiert und keine andere Dame uns vorführt, habe ich eine Lampe mitgebracht...“ Und unter seinem Mantel leuchtete eine kleine Lampe hervor.

„Du bist ein famoser Kerl!“ tadelten die anderen, „es ist in der That ein gelungener Gedanke, denn es ist unserem Herrn v. Babady wohl zugemuthen, daß er uns zum Besten halten will...“

Der verliebte Dieb blieb plötzlich stehen, den er hörte das Geräusch von sich nahenden Schritten.

In der That kam eine Frauengestalt heran. An der Figur und dem Kleiderchnitt konnte der junge Mann die schöne Frau erkennen; aber ihr Antlitz vermochte er nicht zu sehen, denn es war erstlich sehr dunkel, und überdies war die Dame dicht verkleidet — eine Vermummung, die durch das sonderbare Stellchlein wohl erklärlich war.

Herrn v. Babady riß die Leidenschaft fort. Er umarmte feurig die Dame und drückte ihr, bevor sie sich noch wehren konnte, einen Kuß auf die Lippen. Sie stieß ihn nicht von sich, wohl aber entriß sie seinen Händen die Halskette und eilte dann, sich von ihm losmachend, mit raschen Schritten den Weg zurück.

„Frau von Szerebad!“ rief ihr Babady erregt nach und that einige Schritte vorwärts. Doch in diesem Augenblick kürteten alle Herren hinter dem Gehölz hervor und verstellten der Dame den Weg. Diese blieb stehen und bemerkte, daß sie von allen Seiten von jungen Leuten umringt sei.

Der bereits genannte ungläubige Thomas von vornhin beilte sich, die Lampe unter seinem Mantel hervorzuholen und der auf frischer That des Rendezvous ertappten angeblichen Schloßherrin von Tusnad ins Gesicht zu leuchten.

Man vernahm die Dienerschaft, man sperrte einige Duzend verdächtige Vagabunden ein, aber der Schmutz kam nicht zum Vorschein. Bald darauf bekam Frau von Szerebad folgenden anonymen Brief: „Meine angebetete Gnädigste! Ihr Juwelenkram ist in meinem Besitze. Ich habe ihn gestohlen, aber nicht des-

schlaue Herrin von Tusnad in ihre eigene, hochlegante Toilette gesteckt hatte. Nur dem verliebten Dieb verging das Lachen. Als der Morgen anbrach, verließ er den Badeort, er ging hin und ward nicht mehr gesehen!

Etwas vergesslich.

Ein lustig Stückchen, nacherzählt von J. Lazarus.

Wir hatten gemüthlich am Stammtisch des „rothen Affen“ in dem kleinen Nestchen Hinterwalde gefessen, der Baumeister, der Oberförster, der Fabrikbesitzer Kleinschmidt und ich, der ich damals Feringast in dem pommerischen Städtchen war. Natürlich war mit der Zahl der vertilgten Schoppen auch die Redelust gewachsen, und eine Schnurre hatte die andere gejagt. Daß der Herr Oberförster dabei den Vogel abschöpf, war ganz klar, wenn auch seine Erzählungen stark nach Jägerlatein schmeckten und er sich ein ungläubiges Lächeln und verschiedene Doh's gefallen lassen mußte. Ja, schließlich wurde es so arg, daß wir ihm rundweg das Wort abschneiden und festsetzen, es dürften nur noch wahre Geschichten erzählt werden.

Der Oberförster wollte schon wieder den Anfang mit einer ganz wahren Geschichte machen, aber jetzt glaubte man an seine Besserung nicht mehr.

Da mißfiel ihm der „rothe Affenwirth“ — ich glaube Schuntel hieß er — ins Gespräch. „Sie erlauben, mein Herr“, damit setzte er sich zu uns. „Ich möchte Ihnen doch eine Sache erzählen, die wirklich wahr ist. Sehen Sie, das war damals, als Hinterwalde noch keine Bahnhöhle hatte und wir alles per Achse aus Rumpenhagen holen mußten. Damals hatte ich einen Kutscher, der hieß Claaf. Ein tüchtiger Kerl, was fahren, Pferdebedienen u. s. w. betraf, aber ein Gedächtniß wie ein Sieb. Wenn er nicht jede Sache aufgeschrieben bekam oder man sie ihm zehnmal vorlagte, vergaß er unbedingt, was er thun sollte. Leider vergaß er Sonntags auch immer, wie viel Glas er schon getrunken hatte und trank das Quantum, der Sicherheit halber, dann noch mal. Na, eines Tages hat' ich zwei Faß Spirit aus Rumpenhagen zu holen, und meine Frau woll' von ihrem Kaufmann ein Duzend kleine Knöpfe haben, die es nur in der Stadt gab. Claaf mußte also anspannen, bekam den Frachtbrief für die Spiritfässer und einen Probeknopf und fuhr los. Natürlich rief ich meine Frau noch im Abfahren nach: „Claaf, vergiß mich die Knöpfe nicht!“

Weggefahren war Claaf um 10 Uhr früh, drei Stunden brauchte er hin, drei zurück, ich rechnete also, er könnte um Uhr sechs Abends zurück sein. Wer nicht kam, war Claaf. Endlich um 10 Uhr kam er an, und richtig brachte er meiner Frau die Knöpfe mit. „Na, und den Spirit, hast den schon abgeladen?“ fragte ich ihn.

Da kratzte sich Claaf mit einem Male verlegen den Kopf und antwortete: „Dunnerwader! Et war mich doch den janzgen Dach so, as hatt ich wat verjeten!“

Ein Scherz zu rechter Zeit.

Schon oft ist ein kluges Wort, im richtigen Augenblick gesprochen, ein geistreicher Scherz im Leben einzelner wie im Leben ganzer Völker von entscheidendem Einfluß gewesen. Dies erfuhr auch der Präfect Kaufmann in Bordeaux. Dieser, eine ausnehmend stattliche, vornehme Erscheinung, machte mit Napoleon III., kurz vor dem Staatsstreich, eine Rundfahrt durch die Stadt. Prinz Napoleon sah neben dem stattlichen Präfecten recht unbedeutend aus, und so kam es denn, daß die Menge, während sie dem Prinz-Präsidenten zuzujubeln glaubte, sich sichtlich mit ihren Schuldigungen an die Person des Präfecten wandte. Die Szene war recht peinlich, der Prinz, augenscheinlich verletzt, wurde schlechter Laune.

Da rief ihm Kaufmann lachend zu: „Sehen Sie, kaiserliche Hoheit, so sind nun die Leute: jetzt nehmen Sie wieder den Tambourmajor für den kleinen Corporal!“ (so nannten den Kaiser Napoleon I. seine Soldaten.)

Napoleon III. war jeder Schmeichelei, die ihn mit seinem großen Dheim verglich, ganz besonders zugänglich, und so wurde von Stund an Kaufmann einer seiner erklärten Lieblinge, und kurz nach dem Staatsstreich, welcher den Prinzen zum Kaiser der Franzosen machte, wurde der Präfect von Bordeaux Seine-Präfect. Als solcher hat Kaufmann, wie alle Welt weiß, das damals weit zurückgebliebene Paris außerordentlich gehoben.

Ein alter, farbiger Quackfalber, der in einem südlichen Bezirke gar wohl bekannt war, ging am Hause eines Pflanzers vorüber, dessen Frau schwer krank sein sollte. Am Zaune stehen bleibend fragte er einen der Leute: „He, Kallus, wie geht's der Frau?“

„Well, der Doctor sagte heute Morgen, die 'Convaleszenz' hätt' angefangen.“

„Sim“, meinte der Alte mit einer Miene voll tiefer Weisheit. „Das ist nichts gefährliches, — ich hab die 'Convaleszenz' schon manches Mal in vierundzwanzig Stunden kurirt.“